GRUNDFRAGEN DER ALLGEMEINEN SPRACHWISSENSCHAFT

FERDINAND DE SAUSSURE

GRUNDFRAGEN DER ALLGEMEINEN SPRACHWISSENSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON

CHARLES BALLY UND ALBERT SECHEHAYE

UNTER MITWIRKUNG VON

ALBERT RIEDLINGER

ÜBERSETZT VON

HERMAN LOMMEL

2. AUFLAGE

MIT NEUEM REGISTER
UND EINEM NACHWORT VON

PETER v. POLENZ

WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

BERLIN 1967

©

Archiv-Nr. 43 01 67/1

Copyright 1931 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp. Printed in Germany — Alle Rechte des Nachdrucks, einschließlich des Rechtes der Herstellung von Photokopien und Mikrofilm, vorbehalten.

Photomechanischer Nachdruck: Walter de Gruyter & Co., Berlin 30

Vorwort zur deutschen Übersetzung.

Mehr als bei manchen andern fremdsprachlichen wissenschaftlichen Werken macht bei diesem eine eigentümliche Ausdrucksweise, die zu terminologischen Besonderheiten neigt, es nötig, sich den manchmal nicht ganz einfachen Gedankeninhalt mühsam zu erarbeiten. Daher schien mir eine deutsche Übersetzung wünschenswert zu sein. Die gleichen Umstände bedeuten freilich auch für den Übersetzer Schwierigkeiten. —

Daß ich außerdem aus besonderer Wertschätzung dieses Buches die Übersetzung unternommen habe, versteht sich von selbst; desgleichen auch, daß ich dennoch nicht allem, was darin enthalten, gleichermaßen und uneingeschränkt beipflichte. Dessen bedarf es auch gar nicht: Zustimmung des Lesers fügt dem Gedanken des Autors nichts an Wert hinzu, und abweichende Meinung nimmt nichts davon hinweg. Wohl aber kann neues Durchdenken in Fortführung, Überwindung oder Widerlegung neue Werte hervorbringen.

Jedoch habe ich mich getreu dem Original angeschlossen und biete nicht eine deutsche Bearbeitung. Es werden im allgemeinen auch nicht die Beispiele aus der französischen Sprachgeschichte durch solche aus der deutschen ersetzt. Denn auch aus der Wahl der Beispiele verspürt man den Geist Saussures, gerade darin seine Lehrgabe, seine Klarheit, seine Art der Vereinfachung. Sie sind oft so schlagend und wirksam wie seine Bilder und Vergleiche. Nur manche Beispiele, die mehr beliebiger Art, nicht so ausgewählte Belege und konzentrierte Veranschaulichungen seiner Theorien zu sein schienen, wurden durch ebenso beliebige aus dem Deutschen ersetzt. Darin weiterzugehen oder noch zurückhaltender zu sein, kann man schwanken.

Die Familie de Saussure hat durch Gewährung eines Druckzuschusses das Erscheinen der Übersetzung ermöglicht. Auch sonst fand diese Arbeit in Genf hilfreiche Förderung, nicht zum wenigsten durch meinen Freund Léopold Gautier, Dr. phil., Direktor des Gymnasiums (Collège) in Genf. Die beiden Herausgeber, die sich durch Fassung und Überlieferung der Lehre des Meisters so verdient gemacht haben, sind dem Übersetzer freundlichst entgegengekommen. Ich spreche hier meinen Dank für das Alles aus.

Herr A. Richel, stud. phil. in Frankfurt a. M., hat mich beim Lesen der Korrekturen freundlich unterstützt und dabei manche Verbesserungen im Ausdruck angeregt. Ich danke ihm für diese Hilfe.

Das französische Werk ist in erster Auflage 1916 in Lausanne und Paris, in zweiter Auflage 1922 in Paris erschienen.

Erste Auflage:

Semaine Littéraire (Genève)	27 mai 1916, p. 256—259	André Oltramare.
Journal de Genève	26 juin 1916	Jules Ronjat.
Gazette de Lausanne	13 août 1916	Léopold Gautier.
Zürcher Zeitung	August 1916	[Max Niedermann].
Basler Nachrichten, Sonntagsblatt	15. Okt. u. 22. Okt. 1916, S. 165—166 u. 172	Jacob Wackernagel.
Bulletin de la Société de Linguistique, Paris	vol. XX, p. 32—36	Antoine Meillet.
Educateur (Lausanne)	1916	S.
Der Bund (Bern), Sonntagsblatt	17. u. 24. Dez. 1916, S. 790 bis 795 und 806—810	Karl Jaberg.
Revue critique de philol. et d'hist.	27 janv. 1917, p. 49—51	Ant. Meillet.
Revue des langues romanes	tome LIX, mai-déc. 1917, p. 402—410	Maurice Grammont.
Nordisk tidsskr. f. filol.	42, VI, p. 37—41	Otto Jespersen.
Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.	1917, Sp. 1—9.	Hugo Schuchardt.
Bolletino di filologia classica	a. XXV, no. 7—8, janv.-févr. 1919, p. 73—78	B. A. Terracini.
Götting. gelehrte Anzeigen	1921, Nr. 10—12, S. 232 bis 241	Herman Lommel.

Zweite Auflage:

Wissen u. Leben (Zürich)	10. August 1923, S. 919 bis 920	Emil Abegg.
Revue des études latines (Paris)	1e année, p. 61—62	Jules Marouzeau.
Museum	juillet 1923, col. 257	C. C. Uhlenbeck.
Revue belge de philol. et d'hist.	1923, janv.-mars, p. 107 bis 108	Antoine Grégoire.
Deutsche Literaturzeitung	1924, 29. Heft, Kol. 2040 bis 2046	Herman Lommel.

Der Übersetzer.

Vorwort zur ersten Auflage.

Oft genug haben wir Ferdinand de Saussure sein Bedauern darüber aussprechen hören, daß die Sprachwissenschaft ihre Prinzipien und Methoden nur so ungenügend ausgebildet habe. Er, dessen glänzende Begabung sich an der Sprachwissenschaft entwickelt hatte, war zeitlebens unermüdlich bestrebt, die leitenden Gesetze aufzusuchen, die den rechten Weg durch dieses Chaos zeigen konnten. Jedoch erst 1906, als er die Nachfolge von Joseph Wertheimer an der Universität antrat, konnte er seine eigenen Anschauungen darüber, die im Lauf langer Jahre im stillen gereift waren, aussprechen; dreimal, nämlich 1906 bis 1907, 1908—1909 und 1910—1911 hielt er Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft. Dabei zwangen ihn allerdings Erfordernisse des Lehrplans, die Hälfte jeder dieser Vorlesungen der Geschichte und Darstellung der indogermanischen Sprachwissenschaft zu widmen; der wesentlichste Teil seines Gegenstandes wurde dadurch beträchtlich verkürzt.

Alle diejenigen, welche den Vorzug hatten, diese so inhaltsreichen Vorlesungen zu hören, bedauerten, daß daraus kein Buch hervorgegangen war. Nach dem Tod des Meisters hofften wir, in seinen Manuskripten, die Frau de Saussure uns in dankenswertester Weise zur Verfügung stellte, diese hochbedeutsamen Vorlesungen ausgearbeitet zu finden oder doch wenigstens insoweit skizziert, daß auf Grund seiner eigenen Entwürfe unter Zuhilfenahme der Aufzeichnungen von Studenten eine Veröffentlichung möglich wäre. Aber wir wurden gar sehr ent-

täuscht: es fand sich nichts, oder fast nichts, was den Nachschriften seiner Schüler entsprach. F. de Saussure pflegte sich nur für die jeweils bevorstehende Vorlesung Notizen zu machen und vernichtete dann diese schnell hingeworfenen Skizzen seiner Vorträge jedesmal wieder. Die Fächer seines Schreibtisches lieferten uns nur ziemlich alte Entwürfe, die zwar gewiß nicht ohne Wert, aber doch nicht ohne weiteres verwendbar und mit dem Gegenstand seiner Vorlesungen in Beziehung zu setzen waren.

Diese Feststellung war für uns eine um so schmerzlichere Enttäuschung, als berufliche Verpflichtungen uns fast ganz um den Vorteil gebracht hatten, selber an seinen letzten Vorlesungen teilzunehmen, wo doch die Lehren seiner Spätzeit eine ebenso glänzende Etappe in seiner Entwicklung darstellen wie das vor nunmehr schon so langer Zeit erschienene Mémoire über den Vokalismus.

Es galt also auf die Nachschriften zurückzugreifen, die von Studenten während der drei Jahrgänge dieser Vorlesungen zu Papier gebracht waren. Es wurden uns sehr vollständige Kollegheften zur Verfügung gestellt, für die beiden ersten Vorlesungsreihen von den Herren Louis Caille, Léopold Gautier, Paul Regard und Albert Riedlinger; für den dritten Kurs, der der wichtigste war, von Frau Albert Sechehaye, den Herren George Dégallier und Francis Joseph. Herrn Louis Brütsch verdanken wir Notizen über einen speziellen Punkt; allen gebührt unser aufrichtiger Dank. Desgleichen haben wir Herrn Jules Ronjat, dem ausgezeichneten Romanisten, zu danken, der die Güte hatte, unser Manuskript vor der Drucklegung durchzusehen, und dessen Bemerkungen uns sehr wertvoll waren.

Um diese Materialien zu verarbeiten und nutzbar zu machen, bedurfte es zunächst einer kritischen Arbeit: für jede Vorlesung und jeden Teil einer solchen galt es, durch Vergleichung aller Wiedergaben festzustellen, was die wirkliche und eigentliche Meinung des Autors gewesen war, von der wir doch nur ein manchmal nicht einstimmiges Echo hatten. Für die beiden ersten Vorlesungsreihen konnten wir dazu die Mitarbeit von Herrn A. Riedlinger in Anspruch nehmen, einem der Schüler, die mit größtem Interesse den Darlegungen des Meisters gefolgt waren. Seine Mitwirkung an diesem Teil der Arbeit war uns sehr nütz-

lich. Für die dritte Vorlesung hat einer von uns, A. Sechehaye, die mühsame Arbeit der Vergleichung und Feststellung übernommen.

Was das weitere betrifft, so ergaben sich aus der Form des mündlichen Vortrags, die oft ganz anders geartet ist als die Darstellung in Buchform, außerordentliche Schwierigkeiten. Ferner war gerade F. de Saussure ein Mann, der sich ständig wandelte; seine Anschauungen waren stets im Fluß begriffen, und er entwickelte sich nach allen Richtungen weiter, ohne daß er dabei in Widerspruch mit sich selbst geraten wäre. Es war nicht möglich, alles in der ursprünglichen Form zu veröffentlichen. Wiederholungen, die in freiem Vortrag unvermeidlich sind, Umschweife, wechselnde Formulierungen hätten einer solchen Veröffentlichung ein absonderliches Aussehen gegeben. Hätten wir uns auf eine einzige Vorlesung — und zwar auf welche von den dreien? — beschränken wollen, so hätten wir das Buch um kostbare Dinge gebracht, die in den beiden andern Vorlesungen reichlich enthalten waren. Auch die dritte Vorlesungsreihe, die einer endgültigen Fassung am nächsten kam, hätte für sich allein keinen vollständigen Eindruck von den Theorien und Methoden F. de Saussures gegeben.

Man hat uns auch vorgeschlagen, einzelne Abschnitte von besonderer Eigenart unverändert zu geben; dieser Gedanke schien zuerst sehr bestechend, aber es zeigte sich bald, daß damit der Lehre unseres Meisters unrecht geschähe, indem nur Bruchstücke eines Gedankengebäudes gegeben würden, deren besonderer Wert nur im zusammenhängenden Ganzen zur Geltung kommt.

Wir haben uns zu einer Lösung entschlossen, die zwar kühner, aber, wie wir glauben, auch sinnvoller ist: nämlich eine Wiederherstellung anzustreben, eine Synthese auf Grund der dritten Vorlesung unter Benutzung aller Materialien, die uns zur Verfügung standen, einschließlich der eigenen Notizen von F. de Saussure. Es handelte sich also um eine Nachschaffung, die um so schwieriger war, als sie vollkommen objektiv sein mußte. Es galt, Punkt für Punkt jedem einzelnen Gedanken auf den Grund zu gehen und zu versuchen, ihn vom Gesichtspunkt des ganzen Systems aus in seiner endgültigen Form zu sehen und

von den Abwandlungen und Schwankungen zu befreien, die sich beim mündlichen Vortrag ergeben; ferner mußte jeder Gedanke in seine natürliche Umgebung eingegliedert und alle Teile in einer Ordnung dargeboten werden, die der Absicht des Autors entsprach, auch da, wo diese Absicht mehr zu ahnen als klar zu erkennen war.

Aus einer solchen Aneignungs- und Wiederherstellungsarbeit ist das Buch entstanden, das wir nicht ohne einige Besorgnis dem gelehrten Publikum und allen Freunden der Sprachwissenschaft vorlegen.

Unser Leitgedanke war, einen organischen Zusammenhang aufzustellen und nichts zu versäumen, was zum Eindruck eines in sich geschlossenen Ganzen beitragen könnte. Aber gerade dadurch setzen wir uns allenfalls einer zwiefachen Kritik aus.

Zunächst kann man uns entgegenhalten, daß dieses „Ganze" unvollständig ist. F. de Saussure hat nie den Anspruch erhoben, in seiner Lehrtätigkeit alle Teile der Sprachwissenschaft zu behandeln oder gleichermaßen aufzuhellen; dazu war er auch materiell gar nicht in der Lage. Auch war sein hauptsächliches Arbeitsgebiet ein anderes. Er ließ sich von einigen Grundprinzipien leiten, die ihm eigen waren und die sich in allem, was er geschaffen hat, wiederfinden wie der Einschlag eines ebenso festen als abwechslungsreichen Gewebes; bei dieser Arbeitsweise drang er in die Tiefe und dehnte sich nur da in die Breite aus, wo seine Grundsätze eine besonders schlagende Anwendung fanden oder wo sie mit einer entgegenstehenden Theorie zusammenstießen.

So erklärt es sich, daß manche Sondergebiete kaum gestreift werden, z. B. die Semantik. Wir haben nicht den Eindruck, daß diese Lücken dem Gesamtaufbau schaden. Stärker fühlbar ist der Mangel einer „Linguistik des Sprechens". Eine solche war den Hörern der dritten Vorlesungsreihe in Aussicht gestellt und hätte zweifellos eine hervorragende Stellung innerhalb der folgenden Erörterungen eingenommen; man weiß nur zu wohl, warum diese Ankündigung nicht ausgeführt werden konnte. Wir haben uns darauf beschränkt, die flüchtigen Andeutungen dieses kaum skizzierten Programms zu sammeln und an ihrem natürlichen Platz einzuordnen.

Umgekehrt wird man vielleicht tadeln, daß wir Ausführungen wiedergeben, in denen Punkte, die schon vor F. de Saussure feststanden, behandelt werden. In einer so umfassenden Darstellung kann jedoch nicht alles neu sein, und wenn bereits bekannte Lehren zum Verständnis des Ganzen nötig sind, so wird man es uns kaum verdenken, daß wir sie nicht unterdrückt haben. So enthält das Kapitel über die Lautveränderungen Dinge, die schon von anderen, vielleicht in endgültigerer Formulierung, gesagt wurden; aber abgesehen davon, daß dieser Abschnitt manche originellen und wertvollen Einzelheiten enthält, so kann eine flüchtige Lektüre zeigen, daß vielmehr seine Weglassung nachteilig gewesen wäre für das Verständnis der Grundsätze, auf die F. de Saussure sein System der statischen Sprachwissenschaft basiert.

Wir fühlen die volle Verantwortlichkeit, die wir auf uns nehmen gegenüber der Kritik und auch gegenüber dem Autor selbst, der vielleicht der Veröffentlichung dieser Seiten nicht zugestimmt hätte.

Diese Verantwortung übernehmen wir in vollem Umfang und wir wollen sie allein tragen. Die Kritik könnte ja doch nicht zwischen dem Meister selber und seinen Vermittlern unterscheiden. Es soll uns recht sein, wenn ihre Schläge uns treffen, denn es wäre ungerecht, wenn davon ein Andenken betroffen würde, das uns teuer ist.

Genf, Juli 1915.

Ch. Bally, Alb. Sechehaye.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Diese zweite Auflage bringt keine wesentliche Änderung des Textes der ersten. Die Herausgeber haben sich mit Abänderungen von Einzelheiten begnügt, die an gewissen Stellen die Fassung klarer und bestimmter machen sollten.

Ch. B. Alb. S.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort zur deutschen Übersetzung V
Vorwort zur ersten Auflage VII
Vorwort zur zweiten Auflage XI

Einleitung

Kapitel I. **Überblick über die Geschichte der Sprachwissenschaft** . . 1
Kapitel II. **Gegenstand und Aufgabe der Sprachwissenschaft; ihre Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften** 7
Kapitel III. **Gegenstand der Sprachwissenschaft**
§ 1. Die Sprache; ihre Definition 9
§ 2. Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Rede . . 13
§ 3. Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Verhältnisse. Die Semeologie 18
Kapitel IV. **Die Wissenschaft von der Sprache und die Wissenschaft vom Sprechen** 21
Kapitel V. **Innerer und äußerer Bezirk der Sprachwissenschaft** . . . 24
Kapitel VI. **Wiedergabe der Sprache durch die Schrift**
§ 1. Wichtigkeit des Problems 27
§ 2. Autorität der Schrift; Ursache ihres Einflusses auf die gesprochene Sprache 28
§ 3. Schriftsysteme 30
§ 4. Ursachen des Mißverhältnisses zwischen Schreibung und Aussprache 32
§ 5. Wirkungen dieses Mißverhältnisses 34
Kapitel VII. **Die Phonetik**
§ 1. Definitionen 37
§ 2. Die phonetische Schreibung 39
§ 3. Kritik der Schrift 40

Anhang

Prinzipien der Phonetik

Kapitel I. **Einzellaute**
§ 1. Definition des Phonems 44
§ 2. Der Sprechapparat und seine Tätigkeit 47
§ 3. Klassifikation der Laute nach der Mundartikulation 50

Seite

Kapitel II. **Das Phonem in der gesprochenen Reihe**
§ 1. Notwendigkeit, die Laute in der gesprochenen Reihe zu untersuchen 57
§ 2. Implosion und Explosion 59
§ 3. Verschiedene Kombinationen von Explosion und Implosion 63
§ 4. Silbengrenze und vokalischer Punkt 66
§ 5. Kritik der Theorien der Silbebildung 68
§ 6. Dauer der Implosion und der Explosion 70
§ 7. Die Phoneme vierten Öffnungsgrades. Der Diphthong; Fragen der Schreibung 71
Zusatz der Herausgeber 73

Erster Teil

Allgemeine Grundlagen

Kapitel I. **Die Natur des sprachlichen Zeichens**
§ 1. Zeichen, Bezeichnung, Bezeichnetes 76
§ 2. Erster Grundsatz: Beliebigkeit des Zeichens 79
§ 3. Zweiter Grundsatz: Der lineare Charakter des Zeichens . . 82
Kapitel II. **Unveränderlichkeit und Veränderlichkeit des Zeichens**
§ 1. Unveränderlichkeit 83
§ 2. Veränderlichkeit 87
Kapitel III. **Statische und evolutive Sprachwissenschaft**
§ 1. Die innere Doppelheit aller der Wissenschaften, die es mit Werten zu tun haben 93
§ 2. Die innere Doppelheit und die Geschichte der Sprachwissenschaft 96
§ 3. Die innere Doppelheit an Beispielen gezeigt 98
§ 4. Vergleiche zur Veranschaulichung der Verschiedenheit zwischen beiden Arten von Sprachwissenschaft 103
§ 5. Gegensatz der beiden Arten von Sprachwissenschaft in ihrer Methode und ihren Prinzipien 106
§ 6. Synchronisches Gesetz und diachronisches Gesetz 108
§ 7. Gibt es eine panchronische Betrachtungsweise? 113
§ 8. Folgen der Vermengung des Synchronischen und des Diachronischen 114
§ 9. Folgerungen 115

Zweiter Teil

Synchronische Sprachwissenschaft

Kapitel I. **Allgemeines** 120
Kapitel II. **Die konkreten Tatsachen der Sprache**
§ 1. Definitionen 122
§ 2. Methode der Abgrenzung 124

Seite

§ 3. Praktische Schwierigkeiten der Abgrenzung 125
§ 4. Schlußfolgerung 127

Kapitel III. **Gleichheiten, Realitäten, Werte** 128

Kapitel IV. **Der sprachliche Wert**

§ 1. Die Sprache als in der lautlichen Materie organisiertes Denken 132
§ 2. Der sprachliche Wert, von der Seite der Vorstellung aus betrachtet 135
§ 3. Der sprachliche Wert, von der materiellen Seite aus betrachtet 140
§ 4. Das Zeichen als Ganzes betrachtet 143

Kapitel V. **Syntagmatische und assoziative Beziehungen**

§ 1. Definitionen 147
§ 2. Die Anreihungsbeziehungen 148
§ 3. Die assoziativen Beziehungen 150

Kapitel VI. **Mechanismus der Sprache**

§ 1. Syntagmatische Abhängigkeitsverhältnisse 152
§ 2. Gleichzeitige Wirksamkeit der beiden Arten von Gruppierungen 153
§ 3. Völlige und relative Beliebigkeit 156

Kapitel VII. **Die Grammatik und ihre Unterabteilungen**

§ 1. Definition; traditionelle Einteilung 160
§ 2. Rationale Einteilung 162

Kapitel VIII. **Rolle der abstrakten Tatsachen in der Grammatik** . 163

Dritter Teil

Diachronische Sprachwissenschaft

Kapitel I. **Allgemeines** 167

Kapitel II. **Die lautlichen Veränderungen**

§ 1. Ihre absolute Regelmäßigkeit 171
§ 2. Bedingungen der lautlichen Veränderungen 172
§ 3. Methodisches 173
§ 4. Ursachen der Lautveränderungen 175
§ 5. Unbegrenzte Wirksamkeit des Lautwandels 181

Kapitel III. **Grammatikalische Folgen der Lautentwicklung**

§ 1. Lockerung und Aufhebung der grammatischen Beziehungen . 183
§ 2. Verwischung der Wortzusammensetzung 184
§ 3. Es gibt keine lautlichen Dubletten 185
§ 4. Die Alternation 187
§ 5. Die Gesetze der Alternation 189
§ 6. Alternation und grammatische Beziehung 191

Kapitel IV. **Die Analogie**

§ 1. Definition und Beispiele 192
§ 2. Die analogischen Erscheinungen sind keine Veränderungen . 194
§ 3. Die Analogie als Prinzip sprachlicher Neuschöpfungen . . . 197

Seite

Kapitel V. **Analogie und Entwicklung**
§ 1. Aufnahme einer analogischen Neuerung in die Sprache . . 201
§ 2. Die analogischen Neuerungen als Symptome veränderter Auslegung 202
§ 3. Die Analogie als Prinzip der Erneuerung und der Erhaltung 205
Kapitel VI. **Die Volksetymologie** 207
Kapitel VII. **Die Agglutination**
§ 1. Definition 210
§ 2. Agglutination und Analogie 212
Kapitel VIII. **Diachronische Einheiten, Gleichheiten und Realitäten** 214

Anhänge:

A. **Subjektive und objektive Analyse** 218
B. **Die subjektive Analyse und die Bestimmung von Untereinheiten** 220
C. **Die Etymologie** 226

Vierter Teil

Geographische Sprachwissenschaft

Kapitel I. **Von der Verschiedenheit der Sprachen** 228
Kapitel II. **Komplikationen der geographischen Verschiedenheit**
§ 1. Nebeneinanderbestehen mehrerer Sprachen an einer Stelle . 231
§ 2. Schriftsprache und örtliche Umgangssprache 233
Kapitel III. **Ursachen der geographischen Verschiedenheit**
§ 1. Hauptursache: die Zeit 235
§ 2. Wirkung der Zeit auf ein zusammenhängendes Gebiet . . . 238
§ 3. Die Dialekte haben keine natürlichen Grenzen 241
§ 4. Die Sprachen haben keine natürlichen Grenzen 243
Kapitel IV. **Ausbreitung sprachlicher Wellen**
§ 1. Wirkung von Verkehr und Absonderung 246
§ 2. Zurückführung dieser beiden Kräfte auf ein einheitliches Prinzip 249
§ 3. Sprachliche Differenzierung in getrennten Gebieten 250

Fünfter Teil

Fragen der retrospektiven Sprachwissenschaft

Schluß

Kapitel I. **Die zwei Blickrichtungen der diachronischen Sprachwissenschaft** 255
Kapitel II. **Alter der Bezeugung und Altertümlichkeit von Sprachen; Grundsprache** 259

Seite

Kapitel III. **Das Rekonstruieren**
§ 1. Verfahren und Zweck des Rekonstruierens 262
§ 2. Zuverlässigkeit der Rekonstruktionen 265
Kapitel IV. **Die Sprache als Quelle für Anthropologie und Prähistorie**
§ 1. Sprache und Rasse 267
§ 2. Volkheit 268
§ 3. Linguistische Paläontologie 269
§ 4. Der Sprachtypus als Ausdruck geistiger Eigenart 273
Kapitel V. **Sprachfamilien und Sprachtypen** 275

Register 280

Nachwort 291

Einleitung.

Kapitel I.

Überblick über die Geschichte der Sprachwissenschaft.

Die Wissenschaft, welche sich auf die sprachlichen Erscheinungen bezieht, hat drei aufeinanderfolgende Phasen durchgemacht, ehe sie erkannte, was ihr wahrer und einziger Gegenstand ist.

Anfänglich trieb man etwas, das man „Grammatik" nannte. Dieses Studium, das die Griechen eröffnet und hauptsächlich die Franzosen fortgesetzt haben, ist auf die Logik begründet; es entbehrt jedes wissenschaftlichen Gesichtspunktes und beschäftigt sich nicht mit der Sprache selbst; es geht einzig darauf aus, Regeln zu geben zur Unterscheidung richtiger und unrichtiger Formen; es ist eine normative Disziplin, weit entfernt von reiner Beobachtung, und ihr Gesichtspunkt ist notwendigerweise eng.

Dann kam die Philologie auf. Schon in Alexandria existierte eine „philologische" Schule, hauptsächlich aber nennt man so die wissenschaftliche Bewegung, die Friedrich August Wolf seit 1777 geschaffen hat und die bis in unsere Zeit fortdauert. Die Sprache ist nicht das einzige Objekt der Philologie, die vor allem die Texte feststellen, interpretieren und kommentieren will. Diese ihre erste Aufgabe führt sie zum Studium der Geschichte der Literatur, der Sitten, Einrichtungen usw.; dabei wendet sie überall die ihr eigene Methode an, und diese ist die Kritik. Wenn sie eigentlich sprachwissenschaftliche Fragen berührt, so geschieht das hauptsächlich, um Texte verschiedener Zeitalter zu vergleichen, die besondere Sprache jedes Autors zu bestimmen, Inschriften, die in altertümlicher oder dunkler Sprache abgefaßt sind, zu entziffern. Es ist zuzugeben, daß diese Untersuchungen die historische Sprachwissenschaft vorbereitet haben: die Ar-

beiten von Ritschl über Plautus z. B. können als sprachwissenschaftlich bezeichnet werden; aber auf diesem Gebiet hat die kritische Philologie den einen Fehler, daß sie sich zu sklavisch an die geschriebene Sprache hält und die lebende Sprache vergißt; außerdem wird sie fast durchaus vom griechischen und römischen Altertum in Anspruch genommen.

Die dritte Periode begann, als man entdeckte, daß man die Sprachen unter sich vergleichen könne. Das war der Anfang der „vergleichenden Grammatik". Franz Bopp untersucht 1816 in dem Werk Konjugationssystem der Sanskritsprache die Beziehungen, welche das Sanskrit mit dem Germanischen, Griechischen, Lateinischen usw. verknüpfen. Bopp war nicht der erste, der diese Verwandtschaften feststellte und annahm, daß alle diese Sprachen derselben Familie angehören; das war schon vor ihm geschehen, nämlich durch den englischen Orientalisten W. Jones (gest. 1794). Aber derartige einzelne Feststellungen beweisen noch nicht, daß man im Jahre 1816 die Bedeutsamkeit und Wichtigkeit dieser Wahrheit wirklich verstand. Bopp hat also nicht das Verdienst, entdeckt zu haben, daß das Sanskrit mit gewissen Sprachen Europas und Asiens verwandt ist, aber er hat erkannt, daß die Beziehungen zwischen verwandten Sprachen der Gegenstand einer selbständigen Wissenschaft werden können. Eine Sprache durch eine andere aufzuhellen, die Formen der einen durch die Formen der andern zu erklären, das war das Neue an Bopps vergleichender Forschung. Schwerlich hätte Bopp — jedenfalls nicht so schnell — seine Wissenschaft schaffen können ohne die Entdeckung des Sanskrit. Indem dieses als dritter Zeuge an die Seite des Griechischen und Lateinischen trat, bot es ihm eine breitere und festere Grundlage der Untersuchung. Zu diesem Vorteil kam noch der glückliche Umstand, daß im Sanskrit die Bedingungen außerordentlich günstig sind, um die verglichenen Erscheinungen zu erklären. Dafür ein Beispiel: betrachtet man das Paradigma des lateinischen *genus* (*genus, generis, genere, genera, generum* usw.) und dasjenige des griechischen *génos* (*génos, géneos, géneï, génea, genéōn* usw.), so besagen diese Reihen nichts, ob man sie nun einzeln nimmt, oder ob man sie unter sich vergleicht. Aber das wird anders, sowie man die entsprechende

Reihe des Sanskrit daneben hält (*ǵanas, ǵanasas, ǵanasi, ǵanassu, ǵanasām* usw.). Ein Blick darauf genügt, um die Beziehung zu erkennen, die zwischen dem griechischen und lateinischen Paradigma besteht. Nimmt man vorläufig an, *ǵanas* stelle den ursprünglichen Zustand dar, da dies der Erklärung dienlich ist, so schließt man, daß ein *s* in den griechischen Formen *géne(s)os* usw. ausfallen mußte überall, wo es zwischen zwei Vokalen stand. Man schließt weiter, daß ein *s* unter denselben Bedingungen im Lateinischen zu *r* wurde. In grammatischer Hinsicht ferner ergibt sich aus dem Sanskritparadigma der Begriff des Stammes, der hier eine klar umschriebene und bestimmte Einheit (*ǵanas-*) darstellt. Das Griechische und Lateinische haben nur in ihren Anfängen den vom Sanskrit repräsentierten Zustand gekannt. Das Sanskrit ist hier also dadurch lehrreich, daß es alle indogermanischen *s* bewahrt hat. Allerdings hat es auf anderen Gebieten die Besonderheiten des Urtyps weniger treu bewahrt: so hat es den Vokalismus völlig umgestaltet. Aber im allgemeinen unterstützen die in ihm erhaltenen ursprünglichen Elemente die Untersuchung ganz vortrefflich, und der Zufall hat es gefügt, daß diese Sprache sehr geeignet ist, die andern in einer Menge von Fällen aufzuklären.

Von Anfang an treten an der Seite von Bopp hervorragende Sprachforscher auf: Jakob Grimm, der Begründer der germanistischen Studien (seine „Deutsche Grammatik" erschien von 1822—1836); Pott, dessen Etymologische Forschungen dem Sprachforscher eine beträchtliche Masse von Material an die Hand gab; Kuhn, dessen Arbeiten sich zugleich auf die Sprachforschung und die vergleichende Mythologie bezogen, die Indologen Benfey und Aufrecht usw.

Endlich sind unter den Vertretern dieser Richtung ganz besonders zu nennen Max Müller, G. Curtius und August Schleicher. Alle drei haben auf verschiedene Weise sehr viel für die vergleichenden Studien geleistet. Max Müller hat sie durch seine glänzenden Plaudereien volkstümlich gemacht (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. 1861, englisch); aber man kann nicht gerade sagen, daß er durch ein Übermaß von Gewissenhaftigkeit gesündigt habe. Curtius, ein hervorragender Philologe, bekannt hauptsächlich durch seine Grundzüge der

griechischen Etymologie (1879), war einer der ersten, der die vergleichende Grammatik mit der klassischen Philologie in nähere Beziehung setzte. Diese letztere hatte den Fortschritt der neuen Wissenschaft mit Mißtrauen verfolgt, und dieses Mißtrauen war ein gegenseitiges geworden. Schleicher endlich ist der erste, der versucht hat, die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen zu kodifizieren. Sein Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (1861) ist eine Art von Systematisierung der von Bopp begründeten Wissenschaft. Dieses Buch, das lange Zeit große Dienste geleistet hat, gibt besser als irgendein anderes ein anschauliches Bild von dieser vergleichenden Schule, welche die erste Periode der indogermanischen Sprachwissenschaft ausmacht.

Aber diese Schule, welche das unleugbare Verdienst gehabt hat, ein neues und ertragreiches Feld zu erschließen, ist nicht dazu gelangt, eine wirkliche Wissenschaft von der Sprache aufzustellen. Sie hat sich nie damit abgegeben, über die Natur ihres Untersuchungsobjektes ins reine zu kommen. Ohne diese grundlegende Arbeit ist aber keine Wissenschaft imstande, sich eine Methode auszubilden.

Der erste Irrtum, der im Keim alle übrigen enthält, ist, daß die vergleichende Grammatik bei ihren Untersuchungen, die übrigens auf die indogermanischen Sprachen beschränkt waren, sich niemals gefragt hat, worauf ihre Vergleichungen eigentlich hinausliefen, was die Beziehungen, die sie entdeckte, bedeuteten. Sie war ausschließlich vergleichend anstatt historisch zu sein. Die Vergleichung ist zwar die notwendige Vorbedingung jeder Rekonstruktion, aber für sich allein gestattet sie keine historischen Rückschlüsse. Und diese Sprachvergleicher konnten um so weniger solche Rückschlüsse ziehen, als sie die Entwicklung zweier Sprachen so ansahen, wie es ein Naturforscher mit dem Wachstum zweier Pflanzen machen würde. Schleicher z. B., der immer wieder empfiehlt, vom Indogermanischen auszugehen, der also durchaus ein Historiker zu sein scheint, steht nicht an zu sagen, daß im Griechischen *e* und *o* zwei „Stufen" des Vokalismus seien. Das Sanskrit nämlich zeigt ein System von Vokalwechseln, das diesen Gedanken von Stufen nahelegt. In der Annahme, diese letzteren

müßten gesondert und parallel in jeder Sprache durchlaufen werden, wie Pflanzen gleicher Gattung unabhängig voneinander die gleichen Entwicklungsphasen durchmachen, sieht Schleicher im *o* des Griechischen eine stärkere Stufe des *e*, wie er im *ā* des Sanskrit eine Verstärkung des *a* erblickt. In der Tat handelt es sich um einen indogermanischen Vokalwechsel (Ablaut), der sich auf verschiedene Weise im Griechischen und im Sanskrit wiederspiegelt, ohne daß irgendeine notwendige Gleichheit bestünde zwischen den grammatikalischen Ergebnissen, welche der Ablaut in der einen und der andern Sprache entwickelt (vgl. S. 189f.).

Diese ausschließlich vergleichende Methode bringt eine ganze Gruppe von irrigen Begriffen mit sich, denen gar nichts in der Wirklichkeit entspricht, und die den wirklichen Verhältnissen jeder Sprache fremd sind. Man betrachtete die Sprache wie eine Sphäre für sich, wie ein viertes Naturreich; daher solche Gedankengänge, die in jeder anderen Wissenschaft Verwunderung hervorgerufen hätten. Wenn man heutzutage nur acht bis zehn Zeilen von einem sprachwissenschaftlichen Werk jener Zeit liest, staunt man über diese wunderliche Denkweise und die Termini, womit man diese Absonderlichkeiten zu rechtfertigen suchte.

Aber in methodologischer Hinsicht ist es nicht ohne Nutzen, diese Irrtümer zu kennen: die Fehler, die eine Wissenschaft in ihrem Anfangsstadium macht, sind das vergrößerte Bild derjenigen, welche die einzelnen begehen, die sich den ersten wissenschaftlichen Untersuchungen widmen, und wir werden Gelegenheit haben, manche derselben im Laufe unserer Darlegungen namhaft zu machen.

Erst gegen 1870 fing man an sich zu fragen, welches die Bedingungen des Lebens der Sprachen sind. Und da erkannte man, daß die Entsprechungen zwischen den Sprachen nur eine der Erscheinungsformen sind, in denen die Natur der Sprache sich darstellt, und daß die Vergleichung nur ein Mittel ist, eine Methode, um die Tatsachen zu rekonstruieren.

Die eigentliche Sprachwissenschaft, welche der Vergleichung die Rolle zuwies, die ihr wirklich zukommt, ging aus dem Studium der romanischen und germanischen Sprachen hervor. Die romanistischen Studien, eröffnet durch Diez — seine Grammatik der romanischen Sprachen stammt aus den Jahren

1836—38 —, trugen besonders dazu bei, die Sprachwissenschaft ihrem wahren Objekt näherzubringen. Die Romanisten nämlich befanden sich in besonders günstigen Verhältnissen, welche die Indogermanisten nicht kennen: man kannte das Latein, die Urform der romanischen Sprachen; ferner gestattete der Reichtum der Dokumente, die Entwicklung der Idiome im einzelnen zu verfolgen. Diese beiden Umstände schränkten das Gebiet der Vermutungen ein und gaben diesen ganzen Forschungen eine durchaus konkrete Gestalt. Die Germanisten befanden sich in ähnlicher Lage; allerdings ist das Urgermanische nicht direkt bekannt, aber die Geschichte der davon abstammenden Sprachen läßt sich, vermittelst vieler Dokumente, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten verfolgen. So sind denn auch die Germanisten, weil der Wirklichkeit näher stehend, zu anderen Vorstellungen als die ersten Indogermanisten gelangt.

Eine erste Anregung gab der Amerikaner Whitney, der Verfasser von „The Life and Growth of Language" (1875). Bald darauf bildete sich eine neue Schule, diejenige der Junggrammatiker, deren Häupter sämtlich Deutsche waren: K. Brugmann, H. Osthoff, die Germanisten W. Braune, E. Sievers, H. Paul, der Slavist Leskien usw. Ihr Verdienst war, alle Ergebnisse der Vergleichung in die geschichtliche Perspektive zu rücken und dadurch die Tatsachen in ihre natürliche Verkettung einzugliedern. Dank ihren Leistungen sah man nicht mehr in der Sprache einen Organismus, der sich durch sich selbst entwickelt, sondern ein Erzeugnis des Gesamtgeistes der Sprachgruppen. Zugleich sah man ein, wie irrig und ungenügend die Vorstellungen der Philologie und der vergleichenden Grammatik waren[1]). Jedoch so groß die Verdienste dieser Schule waren,

[1]) Die neue Richtung, die sich näher an die Wirklichkeit hielt, erklärte der Terminologie der Sprachvergleicher den Krieg, und besonders den unlogischen Metaphern, deren sie sich bedienten. Seitdem wagt man nicht mehr zu sagen: „die Sprache tut das und das", oder von dem „Leben der Sprache" zu reden und dergleichen, da die Sprache kein Wesen ist und nur in den sprechenden Subjekten existiert. Doch braucht man darin nicht allzu weit zu gehen und es genügt, daß man sich versteht. Es gibt gewisse bildliche Ausdrucksweisen, ohne die man nicht gut auskommt. Zu verlangen, daß man ausschließlich solche Ausdrucksweisen anwendet, die dem wirklichen Wesen der menschlichen Rede entsprechen, hieße behaupten, daß dieses für

so kann man nicht sagen, daß sie die Frage in ihrer Gesamtheit aufgehellt hätte, und noch heute harren die Grundprobleme der allgemeinen Sprachwissenschaft einer Lösung.

Kapitel II.

Gegenstand und Aufgabe der Sprachwissenschaft; ihre Beziehungen zu den Naturwissenschaften.

Den Gegenstand der Sprachwissenschaft bilden zunächst alle Betätigungen des menschlichen Sprachvermögens, ob es sich nun um wilde Völker oder um zivilisierte Nationen handle, um archaische, klassische oder Verfallsepochen, mit jedesmaliger Berücksichtigung nicht nur der korrekten Sprache und des guten Stils, sondern aller Formen des Ausdrucks. Und das ist nicht alles: da die Rede sehr häufig sich der Beobachtung entzieht, wird der Sprachforscher geschriebene Texte in Rechnung ziehen müssen, da er nur daraus Idiome der Vergangenheit und entfernter Gebiete kennen lernen kann.

Die Aufgabe der Sprachwissenschaft ist also:

a) die Beschreibung und Geschichte von allen erreichbaren Sprachen zu liefern, was darauf hinausläuft, die Geschichte der Sprachfamilien zu schaffen und nach Möglichkeit die Grundsprachen jeder Familie zu rekonstruieren;

b) die Kräfte aufzusuchen, die jederzeit und überall in allen Sprachen wirksam sind, und die allgemeinen Gesetze abzuleiten, auf welche man alle speziellen Erscheinungen der Geschichte zurückführen kann;

c) sich abzugrenzen und sich selbst zu definieren.

Die Sprachwissenschaft hat sehr enge Beziehungen zu andern Wissenschaften, welche bald Tatsachen von ihr übernehmen, bald ihr solche liefern. Die Grenzen, welche diese Wissenschaften scheiden, sind nicht immer deutlich erkennbar. Z. B. muß die Sprachwissenschaft sorgfältig von der Ethnographie und der Prähistorie unterschieden werden, wo die Sprache nur als Doku-

uns keine Mysterien mehr enthielte. Aber so weit ist man noch lange nicht; so werden wir auch ohne Bedenken gelegentlich solche Ausdrücke anwenden, die seinerzeit getadelt wurden.

ment in Frage kommt; ebenso von der Anthropologie, die den Menschen nur als Gattung erforscht, während die Sprache eine soziale Tatsache ist. Oder sollte man sie also der Soziologie eingliedern? Welche Beziehungen bestehen zwischen der Sprachwissenschaft und der Sozialpsychologie? Im Grunde ist in der Sprache alles psychologisch, einschließlich ihrer materiellen und mechanischen Äußerungen, wie die Veränderungen der Laute; und ist die Sprachwissenschaft, da sie der Sozialpsychologie so wertvolle Tatsachen bietet, nicht ein Bestandteil von dieser? Lauter Fragen, die wir hier nur aufwerfen, um sie später wieder aufzunehmen.

Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Physiologie ist nicht ebenso schwer zu entwickeln; die Beziehung ist einseitig insofern, als das Studium der Sprache von der Lautphysiologie Aufklärung erheischt, ihr aber keine liefert. Jedenfalls ist eine Vermischung beider Disziplinen unmöglich: das Wesentliche an der Sprache ist, wie wir sehen werden, dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd.

Was die Philologie anlangt, so sind wir schon im klaren: sie ist von der Sprachwissenschaft deutlich unterschieden trotz der Berührungspunkte, die sie miteinander haben, und der Dienste, die sie sich gegenseitig leisten.

Worin besteht schließlich der Nutzen der Sprachwissenschaft? Nur sehr wenig Leute haben darüber klare Begriffe; es ist hier nicht der Ort, dies zu bestimmen. Aber es leuchtet ein, daß sprachwissenschaftliche Fragen z. B. alle diejenigen, Historiker, Philologen usw., angehen, die mit Texten umzugehen haben. Einleuchtender noch ist ihre Wichtigkeit für die allgemeine Kultur: im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft gibt es nichts, was an Wirksamkeit und Wichtigkeit der Sprache gleichkommt. Es ist daher auch nicht richtig, daß ihr Studium nur Sache einiger Spezialisten sei: in der Tat beschäftigt sich alle Welt mehr oder weniger damit. Aber die paradoxe Folge des daran geknüpften Interesses ist, daß es kein Gebiet gibt, wo mehr absurde Vorstellungen, Vorurteile, Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten zutage getreten sind. In psychologischer Hinsicht haben diese Irrtümer sogar ein gewisses Interesse; der Sprachforscher aber hat die Aufgabe, sie zu kennzeichnen und möglichst vollständig zu zerstreuen.

Kapitel III.

Der Gegenstand der Sprachwissenschaft.

§ 1. Die Sprache; ihre Definition.

Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft — wenn wir ihn vollständig und konkret bestimmen wollen? Diese Frage ist besonders schwierig; wir werden später sehen, warum; wir wollen uns hier darauf beschränken, diese Schwierigkeit begreiflich zu machen.

Andere Wissenschaften befassen sich mit Gegenständen, die von vornherein gegeben sind und die man nacheinander unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten kann. Ganz anders auf unserm Gebiet. Es spricht jemand das französische Wort *nu* aus: ein oberflächlicher Beobachter wäre versucht, darin ein konkretes Objekt der Sprachwissenschaft zu erblicken; aber eine aufmerksamere Prüfung läßt darin nacheinander drei oder vier verschiedene Dinge erkennen, je nach der Art, wie man es betrachtet: als Laut, als Ausdruck einer Vorstellung, als Entsprechung des lateinischen *nudum* usw. Man kann nicht einmal sagen, daß der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachtet; vielmehr ist es der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft; und außerdem wissen wir nicht von vornherein, ob eine dieser Betrachtungsweisen den andern vorangeht oder übergeordnet ist. Ferner, für welche man sich auch entscheidet, das sprachliche Phänomen zeigt stets zwei Seiten, die sich entsprechen und von denen die eine nur gilt vermöge der andern. Zum Beispiel:

1. Die Silben, die man artikuliert, sind akustische Eindrücke, die das Ohr aufnimmt, aber die Laute würden nicht existieren ohne die Stimmorgane: so besteht ein *n* nur durch die Entsprechung dieser beiden Seiten. Man kann also die Sprache nicht auf den Laut zurückführen, noch den Laut von der Mundartikulation lostrennen; und entsprechend umgekehrt: man kann die Bewegungen der Sprechorgane nicht definieren, indem man absieht vom akustischen Eindruck (s. S. 44f.).

2. Nehmen wir aber an, der Laut wäre eine einfache Sache: würde dann der Laut die menschliche Rede ausmachen? Nein,

er ist nur das Werkzeug des Gedankens und existiert nicht für sich selbst. Hier tritt eine neue Entsprechung auf, die tiefe und ungelöste Probleme in sich birgt: der Laut, eine zusammengesetzte akustisch-stimmliche Einheit, bildet seinerseits mit der Vorstellung eine zusammengesetzte Einheit, die physiologisch und geistig ist. Und das ist noch nicht alles.

3. Die menschliche Rede hat eine individuelle und eine soziale Seite; man kann die eine nicht verstehen ohne die andere. Außerdem:

4. In jedem Zeitpunkt begreift sie in sich sowohl ein feststehendes System als eine Entwicklung; sie ist in jedem Augenblick eine gegenwärtige Institution und ein Produkt der Vergangenheit. Es erscheint auf den ersten Blick als sehr einfach, zwischen dem System und seiner Geschichte zu unterscheiden, zwischen dem, was sie ist und was sie gewesen ist; in Wirklichkeit ist die Verbindung, welche diese beiden Dinge eint, so eng, daß man Mühe hat, sie zu trennen. Oder wäre die Frage einfacher, wenn man das Phänomen der Sprache in seinen Ursprüngen betrachtete, wenn man z. B. damit begänne, die Kindersprache zu studieren? Nein, denn es ist eine ganz falsche Vorstellung, daß in sprachlichen Dingen das Problem des Ursprungs verschieden sei von dem der dauernden Zustände; man kommt also aus dem Zirkel nicht heraus.

Von welcher Seite man also die Frage auch angreift, nirgends bietet sich uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als einheitliches Ganzes dar; überall stoßen wir auf dieses Dilemma: entweder halten wir uns an eine einzige Seite jedes Problems und setzen uns der Gefahr aus, die oben bezeichneten Doppelseitigkeiten nicht zu berücksichtigen, oder, wenn wir die menschliche Rede von mehreren Seiten aus zugleich studieren, erscheint uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als ein wirrer Haufe verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein Band verknüpft sind. Wenn man so vorgeht, tritt man in das Gebiet mehrerer Wissenschaften ein — der Psychologie, Anthropologie, der normativen Grammatik, Philologie usw. —, die wir klar von der Sprachwissenschaft scheiden, die aber vermöge unkorrekter Methode die Sprache als einen ihrer Gegenstände beanspruchen könnten.

Es gibt, unseres Erachtens, nur eine Lösung aller dieser Schwierigkeiten: man muß sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache[1]) begeben und sie als die Norm aller andern Äußerungen der menschlichen Rede gelten lassen. In der Tat, unter so vielen Doppelseitigkeiten scheint allein die Sprache eine selbständige Definition zu gestatten, und sie bietet dem Geist einen genügenden Stützpunkt.

Was aber ist die Sprache? Für uns fließt sie keineswegs mit der menschlichen Rede zusammen; sie ist nur ein bestimmter, allerdings wesentlicher Teil davon. Sie ist zu gleicher Zeit ein soziales Produkt der Fähigkeit zu menschlicher Rede und ein Ineinandergreifen notwendiger Konventionen, welche die soziale Körperschaft getroffen hat, um die Ausübung dieser Fähigkeit durch die Individuen zu ermöglichen. Die menschliche Rede, als Ganzes genommen, ist vielförmig und ungleichartig; verschiedenen Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an; sie läßt sich keiner Kategorie der menschlichen Verhältnisse einordnen, weil man nicht weiß, wie ihre Einheit abzuleiten sei.

Die Sprache dagegen ist ein Ganzes in sich und ein Prinzip der Klassifikation. In dem Augenblick, da wir ihr den ersten Platz unter den Tatsachen der menschlichen Rede einräumen, bringen wir eine natürliche Ordnung in eine Gesamtheit, die keine andere Klassifikation gestattet.

Gegen dieses Klassifikationsprinzip könnte man einwenden, daß die Ausübung der menschlichen Rede auf einer Fähigkeit beruht, die wir von Natur haben, während die Sprache etwas Erworbenes und Konventionelles ist, was der natürlichen Veranlagung untergeordnet werden müßte anstatt ihr übergeordnet zu werden.

Darauf läßt sich folgendes antworten.

---

[1]) Das deutsche Wort „Sprache" umfaßt die beiden hier unterschiedenen Begriffe *langue* und *langage*. Diese durch „Sprache im sozialen Sinn" und „Individualsprache" wiederzugeben, wie es auch geschehen ist, befriedigt nicht. „Sprache" steht hier stets und ausschließlich für *langue*, während *langage* durch „(menschliche) Rede" wiedergegeben wird. Zur Unterscheidung beider Begriffe vgl. im Folgenden besonders S. 16f. (Übers.)

Zunächst ist nicht bewiesen, daß die Betätigung der menschlichen Rede beim Sprechen etwas vollständig Natürliches sei, d. h. daß unser Sprechapparat zum Sprechen gemacht sei wie unsere Beine zum Gehen. Die Sprachforscher sind keineswegs einig darüber. So ist es für Whitney, der die Sprache als eine soziale Institution so gut wie alle andern ansieht, nur Zufall und geschieht nur aus Bequemlichkeitsgründen, daß wir uns der Sprechwerkzeuge als Instrument der Sprache bedienen: die Menschen hätten ebensogut die Geste wählen und sichtbare Bilder an Stelle der hörbaren verwenden können. Diese Behauptung ist zwar sicherlich übertrieben; die Sprache steht als eine soziale Institution nicht in allen Punkten den andern sozialen Institutionen gleich (s. S. 85f. und 89); ferner geht Whitney zu weit, wenn er sagt, unsere Wahl sei nur zufällig auf die Sprechwerkzeuge gefallen; sie sind sehr wohl in gewisser Weise von der Natur dazu bestimmt. Aber im wesentlichen scheint uns der amerikanische Linguist recht zu haben: die Sprache ist eine Übereinkunft, und die Natur des Zeichens, bezüglich dessen man übereingekommen ist, ist indifferent. Die Frage der Sprechwerkzeuge ist also sekundär beim Problem der menschlichen Rede.

Eine gewisse Definition dessen, was man *langage articulé* nennt, könnte diesen Gedanken bestätigen. Im Lateinischen bedeutet *articulus* „Glied, Teil, Unterabteilung einer Folge von Dingen"; bei der menschlichen Rede kann die Artikulation bezeichnen entweder die Einteilung der gesprochenen Reihe der Silben oder die Einteilung der Vorstellungsreihe in Vorstellungseinheiten; das ist es, was man auf deutsch gegliederte Sprache[1]) nennt. Indem man sich an diese zweite Definition hält, könnte man sagen, daß es nicht die gesprochene Rede ist, was dem Menschen natürlich ist, sondern die Fähigkeit, eine Sprache zu schaffen, d. h. ein System unterschiedlicher Zeichen, die unterschiedenen Vorstellungen entsprechen.

Broca hat entdeckt, daß die Anlage zum Sprechen in der dritten linken frontalen Gehirnwindung lokalisiert ist; man hat

[1]) In dieser vom Verfasser angeführten deutschen Wortverbindung ist „Sprache" gleich *langage*, im Unterschied von dem sonst hier angewandten Wortgebrauch (Übers.).

sich auch darauf gestützt, um die menschliche Rede als etwas Natürliches hinzustellen. Aber bekanntlich wurde diese Lokalisation festgestellt für alles, was sich auf die menschliche Rede bezieht, einschließlich der Schrift, und diese Feststellungen, verbunden mit den Beobachtungen, die angestellt wurden über die verschiedenen Arten der Aphasie durch Verletzung dieser Gehirnzentren, scheinen darauf hinzudeuten: 1. daß die verschiedenen Störungen der mündlichen Rede auf hunderterlei Art mit denen der geschriebenen Rede verknüpft sind; 2. daß in allen Fällen der Aphasie oder Agraphie weniger die Fähigkeit, diese oder jene Laute hervorzubringen oder diese und jene Zeichen zu schreiben, gestört ist, als die Fähigkeit, durch irgendein Mittel die Zeichen der regelmäßigen Rede hervorzurufen. Das alles führt uns zu der Ansicht, daß über die Funktionen der verschiedenen Organe hinaus eine allgemeinere Anlage besteht, welche die Zeichen beherrscht und welche die eigentliche Sprachfähigkeit wäre. Und dadurch werden wir zu derselben Schlußfolgerung geführt wie oben.

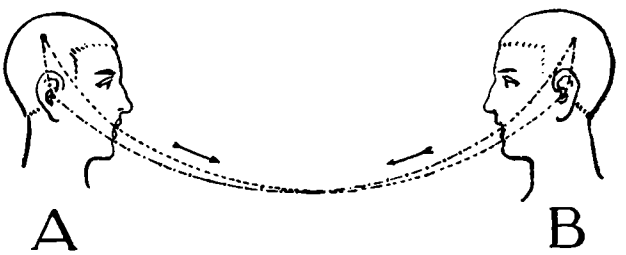
Um der Sprache den ersten Platz im Studium der menschlichen Rede einzuräumen, kann man endlich noch das Argument geltend machen, daß die Anlage, Wörter zu artikulieren — ob sie naturgegeben sei oder nicht —, nur ausgeübt wird mit Hilfe des Instruments, das die Gesamtheit geschaffen und zur Verfügung gestellt hat; es ist daher nicht unbegründete Willkür, zu sagen, daß nur die Sprache die Einheit der menschlichen Rede ausmacht.

§ 2. Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Rede.

Um festzustellen, welches Gebiet die Sprache in der Gesamtheit der menschlichen Rede einnimmt, muß man sich den individuellen Vorgang vergegenwärtigen, welcher den Kreislauf des Sprechens[1]) darzustellen gestattet. Dieser Vorgang setzt mindestens zwei Personen voraus; das ist als Minimum erforderlich, damit der Kreislauf vollständig sei. Wir nehmen also an zwei Personen, A und B, welche sich unterreden.

---

[1]) Mit Sprechen übersetze ich den Terminus parole.



Der Ausgangspunkt des Kreislaufs liegt im Gehirn des Einen, z. B. A, wo die Bewußtseinsvorgänge, die wir Vorstellungen schlechthin nennen wollen, mit den Vorstellungen der sprachlichen Zeichen oder akustischen Bilder assoziiert sind, welche zu deren Ausdruck dienen. Stellen wir uns vor, daß eine gegebene Vorstellung im Gehirn ein Lautbild auslöst: das ist ein durchaus psychischer Vorgang, dem seinerseits ein physiologischer Prozeß folgt: das Gehirn übermittelt den Sprechorganen einen Impuls, der dem Lautbild entspricht; dann breiten sich die Schallwellen aus vom Munde des A zum Ohr des B hin: ein rein physikalischer Vorgang. Dann setzt sich der Kreislauf bei B fort in umgekehrter Reihenfolge: vom Ohr zum Gehirn, physiologische Übertragung des Lautbildes; im Gehirn psychologische Assoziation dieses Lautbildes mit den entsprechenden Vorstellungen. Wenn B seinerseits spricht, wird dieser neue Vorgang von seinem Gehirn zu dem des A genau denselben Weg zurücklegen und dieselben aufeinanderfolgenden Phasen durchlaufen, was wir folgendermaßen darstellen.

Diese Analyse beansprucht nicht, vollständig zu sein; man könnte außerdem unterscheiden: die rein akustische Wahr-

nehmung, die Identifikation dieser Wahrnehmung mit dem latenten Lautbild, das Bild der Bewegungsgefühle bei der Lautgebung usw. Ich habe nur diejenigen Elemente berücksichtigt, die ich für wesentlich halte; aber unsere Figur gestattet, mit einem Blick die physikalischen Bestandteile (Schallwellen) von den physiologischen (Lautgebung und Gehörwahrnehmung) und psychischen (Wortbilder und Vorstellungen) zu unterscheiden. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, hervorzuheben, daß das Wortbild nicht mit dem Laut selbst zusammenfällt, und daß es in dem gleichen Maß psychisch ist wie die ihm assoziierte Vorstellung.

Der Kreislauf, wie wir ihn dargestellt haben, läßt sich noch einteilen:

a) in einen äußeren Teil (Schwingung der Laute, die vom Mund zum Ohr gehen) und einen inneren Teil, der alles übrige umfaßt;

b) in einen psychischen und einen nichtpsychischen Teil, wovon der letztere ebensowohl die physiologischen Vorgänge, deren Sitz die Organe sind, umfaßt, wie die physikalischen außerhalb des Individuums;

c) in einen aktiven und einen passiven Teil: aktiv ist alles, was vom Assoziationszentrum der einen zum Ohr der andern Person geht, und passiv alles, was vom Ohr der letzteren zu ihrem Assoziationszentrum geht;

endlich innerhalb des psychischen Teils, der im Gehör lokalisiert ist, kann man ausübend nennen alles was aktiv ist ($v \rightarrow l$), und aufnehmend alles, was passiv ist ($l \rightarrow v$).

Hinzuzufügen ist noch das Vermögen der Assoziation und Koordination, das sich geltend macht, sobald es sich nicht nur um einzelne Zeichen handelt; diese Fähigkeit spielt die größte Rolle in der Organisation der Sprache als System (vgl. S. 147).

Um aber diese Rolle richtig zu verstehen, muß man weitergehen zu dem sozialen Vorgang; denn die individuelle Betätigung ist davon nur der Keim.

Zwischen allen Individuen, die so durch die menschliche Rede verknüpft sind, bildet sich eine Art Durchschnitt aus: alle reproduzieren — allerdings nicht genau, aber annähernd — dieselben Zeichen, die an dieselben Vorstellungen geknüpft sind.

Was ist nun der Ursprung dieser sozialen Kristallisation? Welcher Teil des Kreislaufs hat hieran ursächlichen Anteil? Denn wahrscheinlich nehmen nicht alle gleichermaßen daran teil.

Der physische Teil kann von vornherein ausgeschieden werden. Wenn wir eine Sprache sprechen hören, die wir nicht verstehen, vernehmen wir zwar wohl die Laute, bleiben aber, eben weil wir nicht verstehen, außerhalb des sozialen Vorgangs.

Der psychische Teil ist ebenfalls nicht vollständig daran mitbeteiligt: die ausübende Seite bleibt außer Spiel, denn die Ausübung geschieht niemals durch die Masse; sie ist immer individuell und das Individuum beherrscht sie; wir werden sie das Sprechen (parole) nennen.

Vielmehr ist es das Wirken der rezipierenden und koordinierenden Fähigkeit, wodurch sich bei den sprechenden Personen Eindrücke bilden, die schließlich bei allen im wesentlichen die gleichen sind. Wie hat man sich dieses soziale Ergebnis vorzustellen, um damit die Sprache als völlig losgelöst von allem übrigen zu erfassen? Wenn wir die Summe der Wortbilder, die bei allen Individuen aufgespeichert sind, umspannen könnten, dann hätten wir das soziale Band vor uns, das die Sprache ausmacht. Es ist ein Schatz, den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat, ein grammatikalisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert, oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem derselben vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse.

Indem man die Sprache vom Sprechen scheidet, scheidet man zugleich: 1. das Soziale vom Individuellen; 2. das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen.

Die Sprache ist nicht eine Funktion der sprechenden Person; sie ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert; sie setzt niemals eine vorherige Überlegung voraus, und die Reflexion ist dabei nur beteiligt, sofern sie die Einordnung und Zuordnung betätigt, von der S. 147f. die Rede sein wird.

Das Sprechen ist im Gegensatz dazu ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz, bei welchem zu unterscheiden sind: 1. die Kombinationen, durch welche die sprechende Person den *code* der Sprache in der Absicht, ihr persönliches Denken